Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 96 (2006)

Heft: 4

Artikel: Die Hoffnung unserer Berufung (Eph 4,4)

Autor: Vercammen, Joris

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405011

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hoffnung unserer Berufung (Eph 4,4)

Joris Vercammen

Es ist die «Charta Oecumenica» der europäischen Kirchenkonferenzen[1], die diese Worte aus dem Brief des heiligen Apostels Paulus an die Gemeinde von Ephesus als Motto gleich an den Anfang der Erklärung stellt, in der die europäischen Kirchen sich zu einer erweiterten Zusammenarbeit verpflichten. Nach Paulus entspringt Hoffnung einer Berufung. Mit anderen Worten: Die Berufung ist es, die Quelle und Garantie der Hoffnung ist.

1. Berufung

Sie erinnern sich vielleicht an die bekannte Passage im Tagebuch des Lutheraners und früheren Generalsekretärs der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld. Pfingsten 1961 schreibt er, er wisse weder, wer ihn gefragt habe, noch wann er gefragt worden sei, und auch nicht, was er geantwortet habe. Aber irgendwann muss er irgendwem gegenüber zu irgendetwas Ja gesagt haben; und von jenem Augenblick an habe er das Gefühl gehabt, sein Leben habe eine Bedeutung.

Als menschliche Wesen neigen wir dazu, unser Leben auf das eigennützige System allerlei direkter Bedürfnisse zu begrenzen, die für ein normales Leben für uns selbst und unsere Angehörigen erfüllt werden müssen. Dennoch ist diese Art von Leben nicht immer befriedigend; aber dass uns etwas fehlt, wird uns erst in dem Augenblick bewusst, in dem wir spüren, dass wir durch ein Bedürfnis herausgefordert werden, das über uns selbst und unsere unmittelbare Befriedigung hinausgeht. Es ist das Bewusstwerden einer Frage, die gestellt wird und die immer etwas mit der Not der Mitmenschen zu tun hat. Hammarskjöld beschrieb die Erfahrung einer Spannung, die in unser Leben tritt. Sie ist die Konsequenz der Erfahrung, dass etwas anderes wichtiger ist als du selbst. Es ist die Erfahrung, berufen zu werden, weil etwas oder jemand sich auf sehr direkte Weise an dich wendet.

[1] Der von der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und dem (römisch-katholischen) Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) am 22. April 2001 gemeinsam verabschiedete Text ist elektronisch zugänglich unter: http://www.cec-kek.org/Deutsch/ChartafinG.htm (11.8.2006).

Es ist dieselbe Geschichte, die Moses erlebt (Ex 3,5). Er, der Hirte der Herde seines Schwiegervaters, verlangte nicht nach einem anderen Leben. Alles war für ihn in Ordnung, wie es war. Aber da waren die anderen Israeliten und die Umstände ihres Sklavenlebens – und diejenigen, die ihn um Hilfe anflehten. Er fühlte sich ausserstande, ihre Situation in irgendeiner Weise zu verändern, und wusste doch zugleich, dass er sich von diesem Anspruch niemals würde losmachen können. In dieser Situation erkannte Moses die Stimme des Gottes Abrahams, des Gottes Isaaks, des Gottes Jakobs. Diese Erfahrung konnte, obwohl von Moses keineswegs gesucht, nicht ohne Folgen bleiben: Er musste trotz seiner Unfähigkeit zum König von Ägypten gehen – denn es ist immer möglich, Lösungen zu finden.

Eines nur ist wichtig: den Ruf zu hören und sich selbst frei genug zu fühlen, zu antworten. Genau genommen muss ich es folgendermassen sagen: Du musst deine Freiheit erkennen und sie in vollem Umfang einsetzen, um dich ganz der Lösung der Notsituation zu widmen, deren Zeuge du bist. In der Berufung ist der Grund der Hoffnung zu finden, weil die Berufung die Macht enthält, Menschen zu befreien und in Bewegung zu setzen.

1.1 Die Berufung der Altkatholiken

«Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit», schreibt Paulus in seinem zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth (3,17). Der erste altkatholische Bischof der Schweiz, Eduard Herzog, wählte diesen Vers als Wahlspruch. In der Tat ist Freiheit die Bedingung, ohne die keine Berufung gehört werden kann. Somit kann dieser Wahlspruch als die Bereitschaft der altkatholischen Bewegung verstanden werden, sich der jeweiligen Zeit und Gesellschaft gegenüber offen zu zeigen. Da nach Meinung des ersten deutschen altkatholischen Bischofs, Joseph Hubert Reinkens, der christliche Glaube zu allen Aspekten des Lebens und der Gesellschaft in Beziehung gebracht werden sollte, kann sein Protest gegen autoritäre Praktiken in der Kirche als Vorsichtsmassnahme für Leben und Glauben gegen Vorurteil und leichtfertige Erwartungen verstanden werden. Altkatholiken hatten in der Tat den Mut, sich selbst ebenso wie die Heilige Schrift mit der modernen Kultur zu konfrontieren. Sie waren bereit, sich durch sie herausfordern zu lassen, und sie glaubten, dass sowohl ihr christlicher Glaube als auch die Kultur von einer solchen Begegnung profitieren würden. Sie besassen missionarische Schwungkraft und sehnten sich nach einer Kirche, die eine bedeutende Rolle in Kultur und Gesellschaft spielt. Sie fürchteten einen

oberflächlichen Rückzug der Kirche auf eine Insel, auf der man nur um sich selbst kreist, um nur ja nicht Gefahr zu laufen, das Leben in seiner unverfälschten Wirklichkeit zu erfahren.

Für Bischof Reinkens war die Kirche eine Herberge, in der so viele Menschen wie möglich etwas über die befreiende Botschaft des Evangeliums hören sollten. Kirche muss ein gastliches Haus sein, in dem die Menschen dem Herrn Jesus in ihrem Leben begegnen können. Daher ist es Aufgabe der Christen, Menschen bei ihrer Emanzipation zu helfen, damit sie ihre Begabungen freisetzen und ihre Fähigkeiten einbringen, um unabhängig und frei zu sein. Das ist es, was die Kirche sich wünschen sollte: zum Glück der Menschen und zu ihrem christlichen Glauben beizutragen. Darum ist Kirche gleichbedeutend mit Partizipation (Mitwirkung, Teilhabe) der Menschen, die sich selbst persönlich betroffen und verantwortlich fühlen.

Die Kirche von Utrecht erkannte das berechtigte Anliegen der altkatholischen Bewegung schon bald. Obwohl sie eine andere Geschichte hatte, nahm sie wichtige Merkmale ihrer eigenen christlichen Triebkraft in der deutschsprachigen altkatholischen Bewegung wahr. Augustinus und der frühen Kirche folgend, wollte die Kirche von Utrecht den christlichen Glauben mit allen Aspekten des Lebens verbinden. Sie lehnte oberflächliche Frömmigkeitsübungen ab und förderte die religiöse Reifung der Gläubigen; so wollte sie Christen auf die Konfrontation mit modernen Entwicklungen vorbereiten. Sie war sich bewusst, dass diese Entwicklungen, auch wenn sie an sich nicht schlecht und eher neutral waren, offensichtlich nicht zu höherer Moral beitrugen. Daher war es ihr sehr wichtig, diese neuen Entwicklungen im Lichte des Evangeliums zu erforschen und zu bewerten.

Für die Altkatholiken beider Herkunftsorte – des deutschsprachigen und des niederländischen – waren weder Glaube und Leben noch Glaube und Wissenschaften gegensätzliche Wirklichkeiten. Kirche und Gesellschaft lagen in ihrer Sicht nicht in Konkurrenz miteinander. Altkatholizismus bedeutet die Berufung zu einem lebhaften Dialog zwischen christlichem Glauben und Kultur, zum Vorteil beider.

Altkatholiken lernen von der frühen Kirche, wie Glaube und Kultur miteinander verwoben sind. Sie forschen gewissermassen nach dem Aufblitzen des Heiligen Geistes, kritisieren jedoch entwürdigende Entwicklungen. Die Kirche prangert das Böse an und preist den Herrn für alles Gute, das er getan hat; dadurch trägt sie zu einem spirituellen Prozess bei, den eine Gesellschaft dringend braucht, um menschlicher zu werden.

Die Altkatholiken wollten Kirche innerhalb ihrer Gesellschaft und Christen innerhalb ihrer Kultur sein, um zur Befreiung beider beizutragen. Deshalb wollten sie Ortskirchen bilden, das heisst, eine organisierte Präsenz von Christen in einem bestimmten Land, da sie den Nationalstaat als politischen Ausdruck einer kulturellen Wirklichkeit ansahen. Inspiriert waren sie durch die Schrift und die Tradition der frühen Kirche. Es ist diese gemeinsame Verpflichtung von Christen am gleichen Ort, die sie untereinander verbindet, und das ist der Motor für jegliche Art von Ökumene. Aufgrund der gegenseitigen Unterstützung in jener Verpflichtung (was nicht bedeutet, dass kritische Fragen vermieden werden) können Ortskirchen aus aller Welt miteinander in tragfähiger Schwesterlichkeit beieinander bleiben. Altkatholiken haben diese Schwungkraft, wie sie ja auch in der frühen Kirche zu erkennen ist, immer als einzigen Weg zu einer Wiedervereinigung der Kirche angesehen, die in so viele Konfessionen zerbrochen ist.

Die eigene Identität wiederzuentdecken heisst, sie erneut zum Ausdruck zu bringen. Das bedeutet nicht, die «founding acts», die Handlungen des Anfangs, zu wiederholen. Vielmehr geht es darum, das damalige Anliegen aktualisierend wieder aufzugreifen, da wir immer noch eine ähnliche Berufung erfahren wie jene Menschen, mit denen alles anfing. Die Hauptsache ist daher, unsere Berufung zu entdecken, innerhalb einer sich entwickelnden europäischen Kultur Christinnen und Christen zu sein. Wir sind eifrig mit Dingen beschäftigt, die von uns erwartet werden können – so wie Moses mit der Herde seines Schwiegervaters beschäftigt war. Aber könnte es nicht sein, dass da irgendwo aus irgendeinem Busch eine Flamme emporschlägt (vgl. Ex 3,2)? Dann ergibt sich die Frage: Sind wir frei genug, dies zu sehen und ganz Ohr zu sein? Nur wenn wir bereit sind, berufen zu werden, können wir ein Zeichen der Hoffnung sein!

2. Europa

Wenden wir uns der europäischen Kultur und einigen ihrer Herausforderungen zu. Vielleicht spüren wir eine Flamme, die aus unserem «kulturellen Busch» emporschlägt. Auf dem Hintergrund der Tilburger Werte-Studie[2] möchte ich auf drei Gruppen von Erscheinungen hinweisen.

[2] Vgl. WIL ARTS/JACQUES HAGENAARS/LOEK HALMAN (Hg.), The Cultural Diversity of European Unity. Findings, explanations and reflections from the European Values Study, Leiden (Brill) 2003.

2.1 Rationalität, Globalisierung und Materialismus

Rationalität und ihre technischen Erfolge haben es ermöglicht, dass die Kommunikation mehr und mehr globalisiert wurde. Man kann nicht an Europa denken, ohne es mit der übrigen Welt in Beziehung zu sehen. Dies gilt nicht nur hinsichtlich ökonomischer Verbindungen oder politischer Situationen, sondern auch deshalb, weil der ganze Globus über Internet und andere Kommunikationsmittel von meinem Wohnzimmer aus erreichbar ist. Selbst wenn ich nicht so motiviert wäre, mit dem anderen Ende der Welt zu kommunizieren, meine Kinder sind es ganz bestimmt!

Globalisierung bedeutet die Möglichkeit, Waren und Menschen über die ganze Welt hin auszutauschen. Es gibt keine Grenzen mehr, jedenfalls nicht für diejenigen, die am globalen Netzwerk teilhaben. Viele Menschen weltweit haben freilich diese Mittel nicht – und machen deshalb mehr und mehr die Erfahrung, ausgeschlossen anstatt eingeschlossen zu sein.

Globalisierung bedeutet auch, dass es ein überwältigend dominantes Wirtschaftssystem gibt: den vom Markt beherrschten und auf neoliberalen Prinzipien basierenden Kapitalismus. Das führt zur so genannten No-nonsense-Politik, was faktisch das Ende der sozialen Dienste bedeutet. Eine Menge ganz normaler Durchschnittsmenschen in Europa und auch in der südlichen Hemisphäre bekommen folglich eine Menge Schwierigkeiten. Auch unter diesem Aspekt ist Globalisierung gleichbedeutend mit Ausschluss, anstatt die Menschen in einer gemeinsamen und konstruktiven Bewegung in Richtung auf mehr Humanität zu vereinen.

Globalisierung wird als Verlust lokaler Macht erfahren und daher als das Gegenteil von Emanzipation. Sie führt offensichtlich zu weiterer Vorherrschaft – mit allen Formen von Sklaverei und Ausbeutung (etwa sexueller Art). Die Dominanz des Marktes bringt viele Umweltprobleme hervor, da das Ziel des sofortigen Profits für wichtiger gehalten wird als zukunftsverträgliche Interessen.

Globalisierung gibt unserem Leben nicht immer mehr Sinn – im Gegenteil. In unserem globalisierten Zeitalter erleben wir vielerlei Widersprüche. Die Globalisierung kann ihre eigenen Versprechen nicht halten: Sie ist nicht in der Lage, das Problem der Armut zu lösen. Im Süden und in Europa nimmt die Armut wieder zu. Hier war die Kluft zwischen den niedrigsten und den höchsten Einkommen noch nie so tief. Die Globalisierung vermag nicht mehr Gleichheit unter den Menschen zu schaffen, obwohl sie verspricht, durch einen Demokratisierungsprozess allen Gesellschaften grosse Freiheit zu bringen.

Es ist höchste Zeit, sich der Frage der Ungleichheit zwischen den Menschen zu stellen. Es gilt, darauf auf sehr konkrete Weise zu antworten. Aus der genannten Werte-Studie erfahren wir, dass die materialistische Moral von zunehmender Bedeutung ist und dass Religion im Allgemeinen keinen Einfluss auf das praktische und politische Verhalten der Menschen hat.

2.2 Ein überwältigender Argwohn

Unser Europa brachte die drei Meister des Argwohns hervor, wie der Philosoph Paul Ricœur Nietzsche, Marx und Freud nannte. Dieses Misstrauen mit seinem Drang nach immer mehr und mehr sogenannter Rationalität ist typisch europäisch geworden. Die grosse Sehnsucht, die Kultur von jeglichem irrationalen Joch zu befreien, hat eine Art von Zusammenhanglosigkeit bewirkt, die wir Postmoderne nennen. In gewisser Weise sind wir alle Meister des Argwohns. Wir alle behaupten, unsere persönliche Verantwortung sei das letzte Kriterium für unsere Entscheidungen. Wir alle haben uns befreit von den umfassenden Erzählungen und Geschichten, die uns zwar Sicherheit gaben, uns jedoch nicht genügend Raum boten.

Die Konsequenz ist die Erfahrung einer Art von «Zerkrümelung» unseres Lebensumfeldes oder unserer Individualität. Wir alle kennen die Programmübersichten der TV-Kanäle. Der Bildschirm ist aufgeteilt in zehn oder sogar zwanzig kleine Bildflächen mit je eigenem Ablauf, ohne dass sie aufeinander bezogen wären. Alle diese Programme haben ihre eigene Autonomie, und zusammen machen sie überhaupt keinen Sinn mehr. So wie in unserem eigenen Leben, Arbeit, Hobby, Freundschaft, Familienleben, Religion und Politik usw. kaum etwas miteinander zu tun haben und Religion keinen grossen Einfluss auf sie alle hat.

So gesehen kann man leicht erkennen, dass Einheit selbst ein Problem für den modernen Menschen geworden ist: die Einheit innerhalb der eigenen Person genauso wie die Einheit innerhalb der Gesellschaft. Die europäische Kultur ist eine Kultur der individuellen, der persönlichen Wahrheit. Sie ist eine Kultur, in der Pluralismus oft in eine Ideologie verkehrt wird, in eine Ideologie mit dem Ziel, keinerlei Bindungen einzugehen.

2.3 Die Religion hat Europa nicht verlassen

In Europa glaubten wir, es sei notwendig, uns von Religion zu befreien, und zwar wegen ihres zu ehrgeizigen Anspruchs, in jedem Aspekt des

Lebens das letzte Wort zu haben. Aber die Religion erlebt ihre Rückkehr in vielerlei Formen.

Erstens sind wir mit einem Fundamentalismus konfrontiert, der sich auf die Sehnsucht nach Sicherheit und Verlässlichkeit stützt. Er sucht ängstlichen Menschen einen anti-modernen Schutzraum zu bieten, ohne sie dazu zu befähigen, an der sich vollziehenden kulturellen Entwicklung teilzunehmen. Der Fundamentalismus strebt nach der Isolierung einer oberflächlichen Wahrheit, die nicht in Frage gestellt werden darf.

Religion, und auch der christliche Glaube, wird oft – zumindest durch seine Gegner – mit Fundamentalismus gleichgesetzt. Wir müssen zugeben, dass es innerhalb des Christentums tatsächlich eine starke Strömung gibt, die typisch fundamentalistische Züge aufweist.

Zweitens erleben wir auch eine Rückkehr der Religiosität im Zusammenhang mit der Empfindung von Verletzlichkeit. Wir waren im Hinblick auf menschliche Möglichkeiten und Erfolge sehr optimistisch, doch müssen wir heute feststellen, dass die Wissenschaften nicht immer unsere Erwartungen erfüllen. Mehr noch, wir empfinden die Verletzlichkeit des Lebens heute wieder in ganz neuer Weise. Immer noch erfahren die Menschen das Leben als Geheimnis, das nicht vollständig erklärt werden kann. Als eine Konsequenz beobachten wir, wie viele «neureligiöse» Glaubensrichtungen in unsere europäische Gesellschaft eindringen, etwa der Glaube an die Reinkarnation oder der Schamanismus.

Drittens wird manchmal über die so genannte Entchristlichung Europas gesprochen, wenn die Rede davon ist, dass viele Religionen ihren Weg nach Europa gefunden haben und das Christentum seiner Monopolstellung berauben. Die Migration – ein weiteres Phänomen innerhalb der globalisierten Welt – hat Europa in eine multikulturelle Gesellschaft verwandelt, die nun mit Unterschieden umgehen muss. Obwohl die Unterschiede etwa in der amerikanischen Gesellschaft viel grösser sind, ist es für die Europäer doch eine beträchtliche Herausforderung, damit umzugehen. Wir müssen lernen, dass ein postchristliches Europa nicht notwendigerweise ein nichtchristliches Europa ist. Was diesen Punkt betrifft, haben wir hier einige Verantwortung. Die christliche Botschaft wird offensichtlich nicht gemäss dem aufgenommen, was sie in Wirklichkeit anzubieten hat. Sie wird oberflächlich so betrachtet, als hätte sie leicht verständliche Antworten auf existentielle Fragen.

3. Die Herausforderung: Eine neue Emanzipation

Seit dem 18. und 19. Jahrhundert haben sich die Zeiten geändert. Die Emanzipation des Individuums ist verwirklicht und wir geniessen die Früchte des wissenschaftlichen Fortschritts. Auf dem ganzen europäischen Kontinent haben Demokratisierungsprozesse stattgefunden und wurde die Notwendigkeit erkannt, miteinander zu reden, um Krieg zu vermeiden. Man könnte sagen: Wir haben viel an «Rationalität» gewonnen, obwohl – bezogen auf das oben Gesagte – viel an «Irrationalität» bleibt.

Können wir sagen, dass wir die Grenzen der Rationalität erreicht haben? Tatsache ist, dass wir uns selbst – noch immer – mehr als ein Geheimnis als verständlich erscheinen. «Ich weiss nicht, wer oder was mir die Frage stellte», schrieb Dag Hammarskjöld. Wir haben wirklich viele Fragen: Wie kann der Friede in Europa bewahrt werden? Wie kann der Friede in meiner Stadt bewahrt bleiben? Wie kann unser Wohlstand erhalten bleiben? Wie können Migranten integriert werden? Wie kann die Aushöhlung der politischen Demokratie auf allen Ebenen verhindert werden? Wie können alle europäischen Nationen und Länder in ein europäisches Projekt integriert werden? Wie können Treue und Solidarität im Leben umgesetzt werden, da ohne sie keine Gesellschaft bestehen kann? All diese Fragen sind Ausdruck der einen grossen Frage: Wer sind wir als menschliche Wesen? Oder besser: Wer möchten wir sein? Uns selbst eine Frage zu sein, ist ein Symptom der Tatsache, dass das Leben nicht völlig in rationale Strukturen eingefangen werden kann; es ist umfassender als unsere Rationalität. Wenn wir mit dieser Frage leben, erfahren wir die Möglichkeit eines inneren Dialogs darüber, was ich tun und beitragen könnte zur Beantwortung all dieser Fragen. Der einzige Weg, sie zu beantworten ist, sich Gottes eigenem Willen für die Menschen hinzugeben: Gerechtigkeit und Frieden, Liebe und Lebensqualität.

In dieser Hingabe sind Zweifel, Argwohn oder Misstrauen überwunden, ist Einheit verwirklicht. Deshalb ist sie eine Quelle des Friedens und des Glücks. Dass unsere Selbstverwirklichung in dieser Hingabe an das, wozu wir berufen sind, gefunden werden kann, ist vielleicht ein unerwarteter, aber grossartiger Beitrag zur Ganzheit von Leben und Gesellschaft. Kann dies den Menschen eine neue Emanzipation bringen?

Mir scheint diese Art von Emanzipation notwendig, um die kulturelle Krise in unseren europäischen Gesellschaften zu überwinden. Die Kirchen sind berufen, die spirituellen Orte zu sein, wo diese Emanzipation

stattfinden kann: wegen ihres Interesses an Menschen, Kultur und Gesellschaft, wegen ihrer Beziehung zu Gott.

Wenn die Kirchen wirklich etwas zur europäischen Zukunft und zum Leben der Europäer beitragen wollen, müssen sie diesen Raum anbieten, in dem jener Friede zu finden ist und in dem Menschen ihren inneren Dialog halten können, um den Weg ihrer eigenen Hingabe an Gott zu finden, so wie Jesus sich in selbstvergessener Liebe hingab. Die Kirche muss Herberge sein, in der das Rufen des Herrn zu hören ist und eine Antwort auf die Frage gefunden werden kann, wo Hingabe gebraucht wird.

Es wurde aufgezeigt, dass die Menschen immer noch bedeutende Erwartungen an die Kirchen haben, obwohl die Kirchen keinen grossen Einfluss auf ihr Leben ausüben. Die Erwartungen sind klar, denke ich. Sie müssen sich auf der eher oberflächlichen Ebene bewegen, wo die Menschen die Kirchen um Sicherheit bitten – inmitten einer Gesellschaft, die wegen ihrer Komplexität sehr verunsichert ist.

Aber warum ist ihr Einfluss so begrenzt? Wegen mangelnden Vertrauens? Vielleicht bieten die Kirchen den Menschen zu wenig Freiraum an und zu viele kleinliche Regeln und Verpflichtungen, Letztere sogar mehr auf der sozialen als auf der moralischen Ebene. Vielleicht bieten die Kirchen keinen wirklichen Raum für den Dialog untereinander und für den inneren Dialog an, sondern lediglich viel Beschäftigung mit sich selbst.

In den Kirchen herrscht viel Angst, weil sie erleben, dass ihre Zukunft und ihre gesellschaftliche Rolle immer unsicherer werden. Sie fürchten, dass ihr Einfluss schwindet, obwohl sie eine entscheidende Rolle spielen könnten – wenn sie nur ihre dynamische Schwungkraft wiederfinden würden!

4. Anglikaner und Altkatholiken

Weniger Sorge um sich selbst, einen aufgeschlosseneren Sinn für das Evangelium und mehr Interesse für das, was in unserer Kultur geschieht: Diese drei Bedingungen scheinen mir frische und vitale missionarische Schwungkraft freizusetzen. Aber die Kirchen sind durch ihre eigene konfessionelle Identität eingeengt. Es ist altkatholische Überzeugung – aber nicht nur altkatholische –, dass der Weg vorwärts der Weg zurück ist: zurück zum Modell der frühen Kirche, in der es möglich war, dass Kirchen sich aus kulturellen Gründen voneinander unterschieden, während sie doch in der einen Gemeinschaft blieben. Wir müssen den Weg zurückgehen, bis wir einander so sehen wie vor den konfessionellen Spaltungen. Es

ist eine interessante ökumenische Übung, aufs Neue die Gründe für unsere Aufspaltung zu diskutieren, um zur Entdeckung zu kommen, warum ein solcher Riss unnötig war.

Zudem machen die Kirchen die Erfahrung, dass, wenn sie offen für die Herausforderungen der Gesellschaften sind, Zusammenarbeit nicht nur möglich ist, sondern auch die Verkündigung des Evangeliums effektiver wird.

Meines Erachtens haben Anglikaner und Altkatholiken in dieser Hinsicht einige interessante Möglichkeiten. Beide sehen wir uns selbst als provisorische Strukturen. Wir sind beide davon überzeugt, dass die universale Kirche niemals durch eine einzige Konfession verwirklicht werden kann, sondern nur durch ein Christentum, das zur Einheit berufen ist, die in Gott selbst wurzelt: in Vater, Sohn und Heiligem Geist. In der «Bonner Vereinbarung» von 1931 haben wir gegenseitig unsere volle Katholizität anerkannt. Wir sind zu Partnern geworden und teilen unsere Sendung. Das Einzige, woran wir noch arbeiten müssen, ist die gemeinsame Herausforderung durch unsere Kultur. Lasst uns deshalb miteinander auf das hören, was Europa uns heute zu sagen hat. Vielleicht werden wir zusammen zum Zeichen einer leise wachsenden Hoffnung werden, einer Hoffnung, die jetzt sogar stärker wächst, als wenn wir jeweils auf uns allein gestellt wären. Wäre das möglich für unsere Gemeinden?

Unsere altkatholischen Gemeinden haben sich sehr gut auf die Sehnsucht moderner Menschen nach Sicherheit eingestellt. Die meisten unserer Gemeinden sind für sie ein echter Schutzraum, indem sie einen warmen, mitmenschlichen und gastfreundlichen Kreis bieten. Die Menschen, die in unsere Gemeinden kommen, freuen sich an der hochkirchlichen Liturgie und der lebendigen Spiritualität. Aber wegen ihrer begrenzten Grösse sind unsere Gemeinden manchmal in Gefahr, abgeschlossene Einheiten zu sein, die zu wenig Berührung mit dem haben, was im breiteren Kontext, in der örtlichen und regionalen Gesellschaft, vor sich geht. Manchmal versuchen sie in dem ökumenischen Rahmen, zu dem sie gehören, bei gesellschaftlichen Aufgaben mitzuarbeiten; bisweilen wird diese Offenheit gesellschaftlichen und kulturellen Themen gegenüber aber auch bewusst abgelehnt. Die Gefahr besteht, dass das Gemeindeleben nicht über die Ebene der oberflächlichen kirchlichen Bedürfnisse der Menschen hinausgeht.

Nach meinem Eindruck unterscheidet sich die Situation in den meisten anglikanischen Gemeinden auf dem europäischen Kontinent nicht wesentlich von der altkatholischer Gemeinden. Darüber hinaus könnten anglikanische Gemeinden ein spezifisches Problem haben, indem sie Menschen

anziehen, die hauptsächlich aus dem Wunsch nach anglophiler Verankerung kommen und weniger, weil sie Anleitung im Glauben erwarten.

Beide, die anglikanischen und die altkatholischen Gemeinden, müssen dazu herausgefordert werden, sich für das Geschehen in der Gesellschaft zu öffnen: für die Erfahrung eines dominanten Materialismus, eines überwältigenden Argwohns und für die Rückkehr von Religion. Solche Fragen brauchen nicht in dieser Begrifflichkeit gestellt zu werden, sondern eher ganz konkret: Warum nicht an die Reinkarnation glauben? Warum den Terminkalender weniger voll packen? Warum über Kontakte mit Muslimen nachdenken? Warum zu einer Kirchengemeinde in der südlichen Hemisphäre Verbindung aufnehmen? Warum loyal und treu in Beziehungen und in der Ehe sein? Diese Reihe könnte ohne weiteres fortgesetzt werden. Wenn sie sich für solche Fragen öffnen, wird ihre missionarische Schwungkraft und ihre Zusammenarbeit wachsen, und eine «Ortskirche» wird von der Basis vor Ort aus aufgebaut werden.

5. Die Ortskirche bauen

Es ist die Ortskirche, die dazu fähig sein wird, die missionarische Schwungkraft zu entwickeln, die für die Verkündigung des Evangeliums notwendig ist. Die Ortskirche, wie wir sie verstehen, ist umfassender als die einzelne Pfarrei oder Kirchengemeinde. Es ist die Ortskirche, wie sie in der frühen Kirche existierte: eine Reihe von Gemeinden in einer Region oder einem Land um einen Bischof herum, der ein lebendes Zeichen für die Einheit und ein geistlicher Leiter war. In dieser Hinsicht ist die Ortskirche die geistliche Herberge, in der alle willkommen sind, die Sehnsucht nach Gott haben; sie ist der spirituelle Raum, in der Gottes Ruf und Berufung gehört werden können. Alle Gläubigen, die sich von Gott berufen wissen, ihr Bestes für das Wohlergehen anderer zu geben, sind in einer Ortskirche vereint; sie werden an einen konkreten Ort in der Welt zu einem Hoffnungszeichen. Nur eine derartige Ortskirche kann eine solche Bedeutung für einen konkreten Kontext haben.

Da in Wirklichkeit Menschen in erster Linie durch ihren kulturellen Kontext geprägt sind, auch in ihrem christlichen Glauben, ist es wichtig, dass die christliche Botschaft innerhalb des jeweiligen Kontextes präsent ist. Das Christentum integriert sich in einen kulturellen Kontext am besten, indem es das Modell der Ortskirche übernimmt, in der Menschen der entsprechenden Kultur die biblische Botschaft verstehen und erklären in Begriffen und Bildern, in Ideen und Gebeten, durch Kunstwerke und

andere kreative Ausdrucksformen, die dieser Kultur entsprechen. So gesehen könnte gesagt werden, dass die Ortskirche auch die effizienteste missionarische Strategie ist.

Seit der Reformation ging die Ausprägung der Ortskirche als christlicher Mittelpunkt eines gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes in einem Meer von Konfessionen unter. Die Wiederherstellung der Ortskirche als ein Mittelpunkt der Einheit – zusammen mit dem Aufbau einer weltweiten konziliaren Gemeinschaft von Ortskirchen – ist aus meiner Sicht unsere wichtigste ökumenische Aufgabe.

Aber wir müssen realistisch sein. Wir Anglikaner und Altkatholiken sind in Kontinentaleuropa Minderheiten. Wir können die Perspektive der Ortskirche nur auf einer sehr grundsätzlichen Ebene verwirklichen. Indem wir es tun, können wir jedoch ein bedeutsames Zeugnis geben und in der Tat das Thema der sichtbaren Einheit unter den Kirchen, welche die «Charta Oecumenica» fordert, ausdrücklich hervorheben. Auch der 2003 veröffentlichte Bericht der Generalsynode der Kirche von England über Europa drückt eine entsprechende Sichtweise aus.

Wenn es uns gelänge, unser gemeinsames «konfessionelles Problem» zu überwinden, indem wir uns verpflichten, in allen Ländern, in denen wir anglikanische und altkatholische Gemeinden haben, Schritte einzuleiten auf dem Weg der Gestaltung von etwas, das zumindest als «Kern» einer Ortskirche bezeichnet werden könnte, wäre dies ein beachtlicher Beitrag zu unserem ökumenischen Ziel. Wir müssen realistisch sein; vielleicht können wir nicht mehr als ein massstabgetreues Modell von dem verwirklichen, was eine Ortskirche sein sollte. Aber solche kleinen Anfänge zu machen, kann durchaus schon etwas bewirken.

6. Schluss

Meines Erachtens geht es um nichts weniger als um eine Berufung. Wir brauchen geistliche Herbergen, in denen die Frage: «Wer wollen wir sein?» aufgeworfen, bedacht und beantwortet werden kann. Wir sind dazu aufgefordert, aus den brennenden Dornbüschen der europäischen Kultur Räume des Friedens und des Dialogs zu schaffen. Dort wird auch die Sache Gottes gehört werden. Dort können wir berufen werden, uns dem Aufbau einer gerechteren und demokratischeren Gesellschaft und einer liebevolleren und verantwortungsbereiteren Kultur zu widmen.

Auf diesem Hintergrund sind wir dazu aufgefordert, zum Wohle unseres Kontinents zusammenzuarbeiten, und dazu eingeladen, Kerne von

Ortskirchen zu gestalten. Diese Idee kann und muss weiterentwickelt und auch konkretisiert werden. Aber ich hoffe, es ist spürbar geworden, dass eine Berufung darin steckt. Ja, diese Idee ruft eine gewisse Spannung hervor. Denn wir sind ja so beschäftigt mit unseren eigenen Plänen. Aber Ja zu sagen, wird neue Perspektiven eröffnen, und – davon bin ich überzeugt – sie werden sinnvoller als unsere bisherigen sein. Wegen dieser unserer Berufung ist so viel Hoffnung in uns![3]

Joris Vercammen (geb. 1952 in Lier/B), Erzbischof Dr. theol. 1971–1975 Studium der Pädagogik in Löwen, 1975–1981 Studium der Theologie in Antwerpen und Brüssel (Louvain-la-Neuve). 1979 Priesterweihe. 1981–1988 Arbeit als Jugendseelsorger. Seit 1988 Priester des Erzbistums Utrecht, 1991–2000 Pfr. der altkatholischen Gemeinde Eindhoven. 1996 Promotion an der Katholischen Universität Utrecht. Seit 2000 Erzbischof von Utrecht. Seit 2006 Vertreter der Altkatholischen Kirchen der Utrechter Union im Zentralausschuss des ÖRK.

Adresse: Kon. Wilhelminalaan 3, NL-3818 HN Amersfoort, Niederlande.

[3] Die Übersetzung des (in deutscher Sprache vorgetragenen) Referats besorgte Monika Heitz (Wien), die redaktionelle Bearbeitung Angela Berlis (Utrecht).

Verwendete Literatur: PAUL AVIS, Anglicanism and the Christian Church. Theological Resources in Historical Perspective, London (T&T Clark) ²2002; URS VON ARX, The Old Catholic Churches of the Union of Utrecht, in: PAUL AVIS (Hg.), The Christian Church. An Introduction to the Major Traditions, London (SPCK) 2002, 157–185; ANGELA BERLIS, Frauen im Prozess der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850–1890), Frankfurt a.M. (P. Lang) 1998; ERIK BORGMAN, Das «neue» Europa: eine «spirituelle Geste», in: Concilium 40 (2004) 144–152; The Church of England and Europe. A Report by the Mission and Public Affairs Council and the Council of Christian Unity (GS 1548), London (CHP) 2003; J. MARK DYER, The Virginia Report, in: JAMES M. ROSENTHAL (Hg.), The Communion We Share. The official report of the 11th Meeting of the Anglican Consultative Council, Scotland 1999, Harrisburg PA (Morehouse) 2000, 179–192; SILVIO FERRARI, Von der Toleranz zum Recht – Religionen im Einigungsprozess, in: Concilium 40 (2004) 153–161; REINHARD FRIELING, Ökumene in Europa: Herausforderungen und Konflikte, in: Concilium 40 (2004) 167–176; VIOREL IONIA u.a. (Hg.), Charta oecumenica. Ein Text, ein Prozess und eine Vision der Kirchen in Europa, Genf (WCC) 2003; WALTER KASPER, Wege der Einheit. Perspektiven für die Ökumene, Freiburg i.Br. (Herder) 2005; DONALD A.A. LOOSE, Europe, the Measure of All Things?, in: Jozef Wissink/ders., Europe, the Measure of All Things?, Vught (Radboudstichting Wetenschappelijk Onderwijs) 2004, 19–26; MATTIJS PLOEGER, Catholicity, Apostolicity, Trinitarian and Eucharistic Concepts of the Church. An Old Catholic Contribution [noch nicht veröffentlicht]; MATTHIAS RING, Wertewandel in Europa, in: IKZ 96 (2006) 181–193 [in diesem Heft]; ROBERT J. SCHREITER, Die neue Katholizität. Globalisierung und die Theologie, Frankfurt a.M. (IKO) 1997; ANTOINE VERGOTE, Modernité et christianisme. Interrogations critiques réciproques, Paris (Cerf) 1999.